

«Die Kommentare schockieren mich noch mehr als die Bomben»

Kriegstagebuch (10): Kinderheim-Leiterin Eva erzählt von Schüssen auf ihre Hilfsbusse und darüber, warum sie trotz allem weiter durchhält.

Eva, die Leiterin des Kinderheims «Segel der Hoffnung» in Slowjansk, ist mit ihren drei Töchtern in den Westen der Ukraine geflohen und schreibt von da weiter über ihren Alltag im Kriegsland Ukraine.

«Ich sitze hier in dem endlich stillen Raum, und versuche in Worte zu fassen, was ich denke und fühle. Was ich nicht begreife, sind der Hass und die Gewalt gegen Unschuldige, die wir hier in der Ukraine erleben. Früher dachte ich naiverweise, dass ein Krieg mit Russland schnell und relativ schmerzlos verlaufen würde. Schliesslich war es ihr erklärtes Ziel, uns zu «befreien» und nicht zu vernichten. Ich erinnere mich an die Geschichtsstunden, in denen wir darüber diskutierten, wie der Holocaust geschehen konnte. Ich erinnere mich, wie unbegreiflich das war. Ich erinnere mich daran, wie die Welt Jahr für Jahr schwor, diese Art von Hass nie wieder zuzulassen.

Jetzt stellt sich heraus, dass in unserem Nachbarland gewisse Menschen grossen Hass gegen uns hegen, ohne dass ich das jemals bemerkt habe. Ich kann die Kommentare nicht ignorie-



Einer der Busse, mit denen Eva's Helfer Güter in die umzingelten Städte bringen, wurde von russischen Truppen angegriffen. Bild: zvg



ren, die meine Freunde als Reaktion auf ihre Beiträge über den Krieg erhalten. Leute behaupten, dass wir die Bombardierung unserer Krankenhäuser und die Tötung unserer Kinder verdient hätten, dass wir selbst schuld sind, wegen der Verbrechen, die wir begangen hätten. Diese Kommentare schockieren mich noch mehr als die Bombardierung selbst. Welche Verbrechen kann man denn begehen,

die den Tod eines Kindes als Strafe verdienen?

Die Realität ist bitter und traurig: Entlang der Demarkationslinie, wo viele unserer Helfer im Einsatz sind, fällt eine Stadt nach der anderen. Immer wieder landen unsere Fahrer im Kugelhagel. Einer der Busse wurde direkt beschossen. Der Fahrer hat zum Glück überlebt. Und Igor, einer unserer Freiwilligen, fuhr nach Rubeschnoe,

einer Stadt an der Demarkationslinie, um Kinder mit ihren Müttern zu evakuieren. Er konnte nicht zu ihnen vordringen wegen der heftigen Kämpfen. Am Telefon hat er geweint: «Es bricht mir das Herz, aber es sind bereits russische Panzer in der Stadt. Ich habe es versucht ... aber ich muss umkehren». Morgen wird er es wieder versuchen.

Krieg, Zerstörung und Tod rücken mit jedem Tag unaufhaltsam näher an mein Zuhause in Slowjansk heran. Ich fürchte, dass für uns persönlich das Schlimmste noch bevorsteht. Ich sehe, wie meine Freunde, die Angehörige in Mariupol, Nordkiew und Izjum haben, vor Sorge verrückt werden und hilflos zusehen müssen, wie diese Städte zerstört werden. Ihre Familien sind irgendwo in dieser Hölle, hungrig, frierend und ohne jeden Kontakt zur Aussenwelt. Und ich frage mich: Werde ich das in einer Woche auch sein? Wann werde ich die Nachricht erhalten, dass ein Freund für immer gegangen ist? Wird es die Schule meiner Töchter, meine Kirche, unser Krankenhaus sein, das als Nächstes dran ist?

Auch für uns stellen sich schwierige Fragen: Wie lange können wir das durchhalten? Wochen, Monate, Jahre? Jeder Tag beginnt mit einem hektischen Überprüfen von Nachrichten, dann

folgen Geldüberweisungen, damit alle Fahrer und Freiwilligen genug Geld für die tägliche Arbeit haben. Dann beginne ich, Nachrichten und Anrufe zu beantworten: «Wir haben kein Geld mehr und sind hungrig. Uns wurde gesagt, Sie können uns helfen» - «Ich bin so deprimiert, ich habe das Gefühl, dass ich sicher sterben werde...» - «Ich bin in Panik, ich kann nicht denken, bitte sag mir, was ich tun soll...»

Die Fragen nehmen kein Ende, aber das Ergebnis ist befriedigend, denn ich kann helfen. Ich beruhige, gebe Informationen und Erfahrungen weiter, ich überweise Geld oder schicke Freiwillige, damit sie jemandem Medikamente bringen. Ich höre mir Sorgen an und flehe die Menschen an, nicht länger zu warten, sondern sich jetzt zu evakuieren. Und ich kann die Früchte unserer gemeinsamen Arbeit sehen: Jeden Tag bekomme ich Dutzende von Nachrichten von Menschen, die sich bei «Segel der Hoffnung» für die Hilfe bedanken, dafür, dass sie nicht mehr hungern müssen, dass sie endlich in Sicherheit sind. Es macht also nichts, wenn es schon fast Mitternacht ist und ich immer noch an meinem Computersitz sitze, ich werde es morgen und übermorgen wieder tun.»

Eva Samoylenko-Niederer